

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 27 (1940)
Heft: 15: Grammatik

Artikel: Was sagt Eduard Engel zur Sprachlehre?
Autor: Engel, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lars, eines Frachtbriefes und Herausschreiben von Fahrzeiten aus dem Fahrplan möglichst ausgiebig geübt.

Der Aufsatzunterricht soll hier fast ausschliesslich auf die selbständige Anfertigung solcher praktischer Schriftstücke ausgehen.

Die Gedanken, die auch den geistig schwachen Menschen sprachlich und entwicklungsmässig besonders stimulieren, müssen vom Lehrenden in besonders klarer und

auch ethisch gut fundierter Sprache zu bestmöglicher Sprachgewandtheit leiten.

„Der gute Ton“ in den Regeln allgemeinen Anstandes findet auch im Sprachunterricht der Hilfsschule sein nötiges Uebungsfeld und kann damit dem oft von Hemmungen bedrängten Hilfsschüler helfen, sich freier und „unauffälliger“ in der Gesamtheit zu bewegen.

Basel.

Alfons M. Arcozzi.

Volksschule

Was sagt Eduard Engel zur Sprachlehre?

Aus Eduard Engel: Gutes Deutsch.

Die Sprachlehre ordnet das Gesetzbuch deutscher Zunge. Die Reden deutscher Menschen, die Werke deutscher Schriftsteller und Dichter bieten der Wissenschaft vom Deutschen ihre Unterlagen. Das Gesetzbuch nennt man deutsche Sprachlehre, und wer sie vollkommen beherrscht, der weiss nach der allgemeinen Ansicht, was gutes Deutsch ist.

Für die meisten andern Sprachen trifft dies zu, für die deutsche nicht. Ein starres Gesetzbuch mit unerschütterlich festen Bestimmungen lässt sich wohl für den Grund- und Rohbau unserer Sprache aufstellen; jedoch aus allen Fenstern, in allen Ritzen ihres Gemäuers spriesst üppiges, freies Leben und trotz der strengen Regel. Seit bald zwei Jahrhunderten ist die deutsche Sprachfreiheit den Sprachzuchtmeistern ein Gegenstand ihrer unduldsamen Abneigung, und sie bemühen sich um Fesselung des Deutschen nach der eigenen überheblichen und herrschsüchtigen Allwissenheit. Seit zwei Jahrhunderten vergebens: das freie Wachstum deutscher Sprache im Munde redender, unter den Federn schreibender deutscher Menschen hat noch stets die Ketten ge-

sprengt, die eigendünklige Rechthaberei ihm mit starrer Satzung und grobem Wort anzulegen versucht hat. Was über die Fesseln der willkürlichen Sprachmeisterei hinauswuchs, all das zuweilen wirre, oft anmutige Rankwerk deutscher Ausdrucksform, das jeder Regel zu spotten scheint, nennt der Sprachmeisterer das *Falsche*; an der Stelle der abgeschnittenen Knospen und Sprossen verlangt er den schnurgeraden Heckenchnitt zu sehen, der ihn das *Richtige* dünkt.

Wie soll der Deutsche, der nicht bloss redensartlich „Muttersprache, Mutterlaut wie so wonnesam, so traut“ nachsprechen, sondern dem Deutschen seine volle Ehre erweisen will, bei diesem Zustand der Sprache und Sprachlehre verhalten? Die Pflicht, seine Muttersprache so gut, mindestens so richtig wie möglich in Rede und Schrift zu gebrauchen, erkennt jeder irgendwie gebildete Deutsche an. Jeder hat aber oft genug gehört, dass gutes und selbst durchaus richtiges Deutsch zu schreiben eine sehr schwere Sache sei, ja dass diese Aufgabe in Deutschland nur selten gelöst werde. Fehlerhaftes aus den Werken unsrer grössten Schriftsteller findet sich in jeder ausführlichen Sprachlehre aufgeführt, und dass in Deutschland

überhaupt sehr mangelhaft Deutsch geschrieben wird, ist geradezu ein allbekannter Satz geworden. Trotzdem glaubt mit gutem Recht jeder Deutsche, es müsse möglich sein, richtiges und gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen. Eben aus diesem Glauben hat sich das deutsche Volk Jahrhunderte hindurch unter das Joch gestrenger und immer gestrengerer Sprachzuchtmeister gebogen, hat sich von ihnen rüffeln, schuriegeln, ja roh beschimpfen lassen; aber noch immer ist die Fülle dessen, was in Deutschland schlecht, falsch, verwerflich gescholten wird, unübersehbar und Deutsch zu schreiben eine der schwierigsten Künste geblieben.

Die Befehlerei, Höhnerei, Beckmesserei, nun gar Schimpferei sehr bekannter Lehrbücher des angeblich einzig richtigen Deutsch sind gerade für unsre wundersame und sehr oft wunderliche Sprache durchaus verkehrt. Es gibt keinen lebenden alleinigen Gesetzgeber des guten Deutsch, und noch jeder, der sich in grenzenloser Erdreistung zu solchem Amte aus eigener Willkür aufgeworfen, hat sich bei den Zeitgenossen verhasst, bei den folgenden Geschlechtern lächerlich gemacht; die Sprache selbst hat sich mit der Zeit ins Recht, ihren Zuchtmeister ins Unrecht gesetzt.

Richtiges und gutes Deutsch lassen sich lehren und lernen ohne Anherrschen, ohne eitle Selbstüberhebung über die ganze Deutsch sprechende und schreibende Welt, vor allem ohne grobes Poltern. Der Unterricht in unsern Schulen, niederen und hohen, reicht trotz bestem Streben erfahrungsgemäss nicht hin, zur Uebermittlung und dauernder Befestigung eines in jedem Punkt einwandfreien Deutsch; sonst dürfte es nicht vorkommen, dass Verstösse gegen die unzweifelhaften Fügungen sich selbst bei guten Schreibern und Rednern nicht selten finden. Keiner von uns allen, die da schreiben, steht erhaben über der Forderung, trotz dem gebesserten Schulunterricht im Deutschen

noch Belehrung zu schöpfen aus einem Buch, das die unzähligen zweifelhaften, schwankenden und schwierigen Fälle deutscher Sprache sammelt und behandelt. Nur werden sehr viele Lernfreudige unlustig gemacht und abgestossen durch den Ton, der in den meisten Belehrungswerken dieser Art herrscht. Es ist nicht jedermanns Sache, sich bis ins reife Alter von einem Sprachbüttel wegen angeblicher Schülerschnitzer herunterputzen zu lassen.

„Der schafft mit viel Arbeit wenig Nutz, der die Teutschen lehren will, wie sie sagen und reden sollen: Der Hans, des Hansen; ich schreibe, ich hab geschrieben. Das lernen die Kinder besser von der Mutter denn aus der Grammatik“, heisst es in einer der ältesten deutschen Sprachlehren, der von Valentin um 1522. Deutsch sprechen und schreiben kann bis zu einem gewissen Grade jeder leidlich gebildete Deutsche. Dass die Mehrzahl von Land „Länder“, die Erzählform von ich komme „ich kam“, die bedingte Form „ich käme“ ist, weiss jeder, und dies ihn noch einmal zu lehren ist überflüssig. Nicht im unverrückbar Feststehenden braucht der Leser gutes Deutsch zu lernen, sondern im Schwankenden, Zweifelhaften, Umstrittenen, Schwierigen soll er Belehrung über das empfangen, was richtig und gut zu gelten hat.

Was heisst „gutes, richtiges Deutsch“, was, „schlechtes, falsches Deutsch“? Der die Sprache nach seiner dünkelfhaften Willkür meisternde Beckmesser ist mit der selbstsichern Antwort sogleich fertig: Der gute Geschmack — nämlich der meinige; die Vergleichung mit ähnlichen Fällen — wie ich sie für gut finde; die unfehlbaren Regeln der Sprache — wie ich sie mir zurechtlege, sie entscheiden unanfechtbar über Gut und Richtig, Schlecht und Falsch. Wer anders schmeckt, anders vergleicht, anders zurechtlegt, den nennt er je nachdem geschmacklos, verkehrt, dumm, roh, gemein. Und da jeder dieser Sprachselbstbeherrscher seinen

besonderen Geschmack, seine eigene Gabe des Zurechtlegens, seinen einzigartigen Blick fürs Aehnliche hat, so widersprechen sie zwar einer dem andern, türmen aber in der Gesamtheit den Wust des angeblich Falschen zu Riesenhöhen. Ginge es nach ihnen, so gäbe es nicht viel Richtiges in unsrer Sprache, und wir deutsche Schreiber müssten ganz aufhören oder den Sprachallwissern alles Geschriebene vorerst zur Durchsicht und Genehmigung vorlegen.

Mit den Ausdrücken Richtig und Falsch muss man fürs Deutsche vorsichtiger als für die meisten andern Sprachen sein. Unsre Sprachgeschichte lehrt uns auf Schritt und Tritt, dass das von den einst massgebendsten Sprachmeistern willkürlich für schlecht oder falsch, für höchst verwerflich, für gemein, für Sprachdummheit erklärte sich als gut, richtig, untadelig, anständig, klug durchgesetzt hat, was doch nur geschehen konnte, weil sein innerstes Sprachlebensgesetz berechtigt gewesen war. Gottsched erklärte aus Unkenntnis der deutschen Sprachgeschichte kraft seines Gesetzgeberdünkels die starke Beugung der Zeitwörter in jedem Fall des Schwankens für unrichtig, weil unregelmässig, und schrieb die regelmässige Form als die allein richtige vor. Adelung erfand eine weder in der mündlichen noch in der schriftlichen Sprache begründete Regel, es müsse heissen „Mit gutem alten Wein“, „nach langem schweren Leiden“, zwang der Schule und den Schreibern diese völlig grundlose Regel auf, von der man sich erst in neuester Zeit hier und da zu befreien wagt, auf die Gefahr, für sprachungebildet

zu gelten. Wustmann schimpfte die Mehrzahl Gehälter „plebejisch“, weil für unser Ohr (!) und unser (!) Gefühl durchaus auf einer Stufe mit den Gewölbern und Geschäften steht, obwohl Gehälter für Ohr und Gefühl von Millionen anderer Deutscher, darunter Zehntausender mit ebenso gründlicher Bildung und mindestens ebenso feinem Sprachgeschmack, keine Spur des Plebejischen hat.

Es gibt schwerlich einen einzigen zweifelhaften Sprachgebrauch, für den sich nicht zwei ganz entgegengesetzte Belegstellen aus den Werken unsrer besten Schreiber anführen liessen. Unbekümmert um diese jedem Kenner vertraute Tatsache erdreistet sich der erstbeste Verfasser einer deutschen Sprachlehre, der durch kein selbständiges Werk seinen Sprachsinn je erwiesen hat, das Eine als einzig richtig lobend zur Rechten, das Andere als falsch und dumm, streng verdammend zur Linken zu weisen. Der Wandel der Sprache vollzieht sich meist so langsam, kaum merklich, dass unter demselben Schreibergeschlecht zwei Formen lang gleichberechtigt nebeneinander bestehen, bis endlich sich die Waage zugunsten der einen Form so deutlich senkt, dass man von einer vollzogenen Aenderung reden darf. Der ewige Befehlshaber der Sprache erkennt die Berechtigung solches Wandels nicht an, erklärt ihn mit mehr Grobheit als Grund für falsch und dumm, verbietet ihn auf schroffste, und da er darüber wegstirbt, so erlebt er niemals, wie lächerlich er sich mit seinem Befehlen und Verboten gemacht hat.

Sprachlehre in der Volksschule

Die Fussnote in der „Sch. Sch.“ vom 1. Juni 1940, S. 104, hat mich angeregt, zum Thema „Grammatik in der Volksschule“ Stellung zu nehmen. Dort sind die Einwände bewusst scharf ablehnend; aber der Verfasser fügt liebevoll bei: „Freunde und Geg-

ner mögen sich nun melden!“ Auf diese freundliche Bitte hier einige Gedanken!

Begeistert bin ich für die Sprachlehre so wenig wie für einen Wegweiser; aber ich sehe die Notwendigkeit beider ein. Oft ist das Ziel ohne Wegweiser erreichbar, auch